

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 66. Bromberg, den 21. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(27 Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Ina kehrte von einigen Besorgungen nach Hause zurück, als ihr gemeldet wurde, daß Fräulein Sentland in ihrem Zimmer auf sie warte und sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Es gab nicht viele Menschen, deren Besuch für Ina Freude bedeutete, und Söna Sentland gehörte nicht zu diesen. Schon als sie die Hand ihr reichte, wußte Ina, daß ihre Botschaft nicht gut war.

„Ihre Frau Mutter ist leider ausgefahren. Und da ich eine nicht aufschiebbare Angelegenheit mit ihr zu besprechen habe, wäre ich nicht gern unverrichteter Sache zurückgekehrt.

„Es handelt sich um Osterheld und Co.? Ich dachte mir, daß Sie deshalb kommen würden."

„Es ist nicht diese Firma allein. Es hieß gestern an der Börse, daß es auch mit Brockner und Sohn bedenklich stehe. Zwei Häuser also, an denen wir beteiligt sind."

„In hohem Grade"

„In sehr hohem. Herr Vandekamp muß etwas vorausgesehen haben. Ich erhielt einen Auftrag von ihm, die Beziehungen zu Osterheld und Co. schleunigst und tunlichst zu lockern und wesentliche Bestände aus Bromberg und Thorn zurückzuziehen."

„Von wo gab Ihnen mein Vater diesen Auftrag?"

„Von Ravenna."

„Er schreibt öfter an Sie?"

„Selten."

„Ich hatte geglaubt, und er hatte es mir auch gesagt, daß er sich vom geschäftlichen Leben ganz zurückziehen wollte."

„Gewiß, es war seine Absicht. Aber sie durchzuführen wird ihm sehr schwer werden. Seine Gedanken sind immer noch beim Geschäft. Ich merke es aus seinen Briefen. Und in solchen Fällen . . ."

„Sie teilten ihm Ihre Sorge mit . . ."

Söna Sentland warf den Kopf in den Nacken. Ein klein wenig nur. Aber genug, den aufbegehrenden Widerspruch zu zeigen, der sich bei diesen Worten in ihr regte.

„Ich teile Herrn Vandekamp nie etwas mit, was sich bei uns im Geschäfte ereignet. Ich weiß, wie sehr er der Schonung bedarf. Deshalb kam ich zu Ihnen."

„Aber woher sollte mein Vater . . ."

„Ich nehme an, daß er unterwegs etwas gehört oder vielleicht auch in den Börsenberichten gelesen hat."

„Sie haben seinen Auftrag ausgeführt?"

„Selbstverständlich."

„Nun, dann ist es ja gut."

„Nein es ist nicht gut. Wir haben bei Osterheld und Co. trotz allen Vorsichtsmaßregeln des Chefs beträchtliche Verluste zu buchen und von Brockner und Sohn, bei denen wir noch stärker beteiligt sind, ahnten wir damals noch nichts."

„Sie wissen, Fräulein Sentland, „daß ich mich um geschäftliche Angelegenheiten niemals gekümmert habe."

„Ich hätte Ihnen auch diese nicht unterbreitet, wenn mich nicht ein besonderer Anlaß dazu getrieben hätte."

„Darf ich hören?"

„Ich fürchte, daß ich angesichts dieser Ereignisse nicht mehr in der Lage sein werde, Ihnen und Ihrer Frau Mutter die hohen Bezüge zu zahlen, die Sie bis heute empfangen haben."

Die Tatsache als solche ließ Ina unberührt. Sie konnte, wie alle über die Kleinigkeit des Lebens erhabenen Menschen, viel ausgeben, sich aber, sowie die Notwendigkeit es erforderte, auch mit Wenigem einschränken.

Aber daß eine andere, die für sie eine Fremde eben war und blieb, über sie verfügen, daß sie ihr mit so ruhiger Bestimmtheit eine Einschränkung ankündigen konnte, die vorzunehmen doch allein ihre Sache war, das verletzte ihren Stolz.

„Ich war bisher der Meinung, daß der Vater meiner Mutter und mir etwas Festes ausgesetzt hätte, was wir durch Ihre Vermittlung zu erhalten hätten."

Söna Sentland empfand die Ablehnung sehr wohl, die in dieser Frage beschlossen war.

„Gewiß hat er das getan. Soweit es eben möglich war. Aber sein Vermögen und auch die an Sie abzuführenden Beträge ruhen doch in seinem Geschäft. Und dies geht unter allen Umständen vor. Deshalb bleibt mir nichts übrig, als mich nach dessen Lage einzustellen. Er hat mir eine schwere Verantwortung aufgeladen. Und ich habe sie ihm zuliebe übernommen. Man sollte sie mir aber nicht noch schwerer machen."

„Mein Bruder wird sie Ihnen tragen helfen.

„Aber er ist nicht hier . . . gerade jetzt nicht hier. Und ich wünsche wohl, er kehrte endlich von seiner Hochzeitsreise zu uns zurück. Wir bedürfen seiner nötiger als je."

Frau Dörthe, die von ihrer Ausfahrt heimgekehrt war, trat in das Zimmer.

„Nichts vom Vater?"

„Wir hatten ja eben Nachricht."

„Die eine kurze Ansichtskarte die er zusammen mit der Mutter schrieb und die diese gewiß veranlaßt hatte! Und das nennst du Nachricht?"

„An Fräulein Sentland hat er geschrieben."

„Lediglich geschäftliche Dinge", lenkte diese ein, als sie die aufsteigende Glut in Frau Dörthes Zügen bemerkte.

„Gleichviel. Sie hören doch von ihm. Wir aber erfahren nichts. Wir wissen nicht, wo er ist und wohin er fährt, was er treibt und tut, ob er gesund oder krank ist, nichts wissen wir. Und sitzen hier mit unserer Angst und Sorge und teilen sie ihm mit und fragen nach seinem Ergehen und flehen ihn an, uns eine Zeile der Beruhigung und Aufrichtung zu schreiben. Aber die Briefe kommen entweder zurück, weil der Absender nicht aufzufinden ist. Oder sie bleiben ohne Antwort. Es ist zum Verzweifeln"

Sie sprach in ihrer Art, die immer etwas Klagendes oder Anklagendes hatte und dann nicht frei von wehleidigem Pathos war, fragte zugleich ein wenig von oben herab Söna Sentland, was sie mitten im Kontorbetrieb zu ihr getrieben hätte.

Aber Ina kam ihr zuvor:

„Fräulein Sentland ist gekommen, uns vorzubereiten, daß unsere Bezüge aus dem Geschäft geringer werden müssen."

„Geringer? Gerade jetzt, wo ich eine notwendig gewordene Badereise antreten muß? Ich glaube kaum, daß das im Sinne meines Mannes wäre."

„Gnädige Frau haben recht. Es wäre nicht im Sinne Ihres Herrn Gemahls. Zu der gewünschten Badereise werden die Mittel da sein", antwortete Söna Sentland. Und da man im Geschäft auf sie wartete und sie sich hier überflüssig fühlte, empfahl sie sich und ließ die beiden allein.

Dies Alleinsein mit der Mutter aber war es, was Ina am meisten fürchtete und was sie auf jede Weise zu verhindern suchte.

„Weißt du, Ina, was ich glaube, bestimmt glaube?" vernahm sie da die Stimme der Mutter: „Daß der Vater gar nicht mehr nach Hause zurückkehren wird. Daß er in der Fremde sterben wird. Und wir es vielleicht erst nach Tagen oder Wochen erfahren werden."

Das war nichts Neues für Ina. Die Mutter hatte es ihr wer weiß wie oft erzählt. Aber seltsam . . . jedesmal, wenn sie es hörte, gab es ihr einen Stich durch das Herz. Denn ihre Liebe zum Vater war nach seiner ihr immer noch unverständlichen Abreise noch gestiegen. Ja, sie war sich über sie jetzt vielleicht erst ganz klar geworden. Und niemand im Hause litt unter dieser Trennung und dem beharrlichen Schweigen des Vaters wie sie.

„Ihr Mann wird nicht sterben!"

Das war die rettende Stimme, die sie aufhorchen ließ. Pfarrer Wendland war zu ihnen getreten. Unangemeldet. Denn er kam oft, weil er wußte, daß sie seiner bedurften.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!" begrüßte ihn Frau Dörthe wie erlöst von ihrer Furcht.

„Warum immer so mutlos, Frau Vandekamp? Warum wollen Sie nicht ein wenig vertrauen? Sie taten es doch früher einmal."

„Weil ich mich in das alles nicht zu finden vermag. Oder verstehen Sie das anhaltende Schweigen meines Mannes? Dies sich völlige Loslösen von mir und den Kindern, von seinem Hause, in dem er einmal glücklich war?"

„Ich verstehe es."

„Sie wären der Letzte, der handeln könnte wie er."

„Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde handeln wie er."

„Weshalb?"

„Weil er ein Mann ist."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß er weiß, daß er sich mit dem, was ihm auferlegt ist, nur allein abfinden kann."

„Vorhin meinten Sie, er würde nicht sterben."

„Das meine ich auch jetzt. Er wird genesen und zu ihnen zurückkehren. Freilich erst nach manchem harten Kampf."

„Aber wenn der Arzt ihn doch aufgegeben hat?"

„Was weiß ein Arzt? Was wissen Menschen?"

„Sie aber . . .? Ja, was wissen denn Sie?"

Da überbrachte das Mädchen ein Telegramm.

*

„Timm und Anna Katharina treffen heute Nacht schon ein."

Wie umgewandelt war Frau Dörthe. Die Freude, ihren geliebten Sohn nach so langer Trennung wieder bei sich zu haben, ihm alles sagen und ausklagen zu können, hatte mit freundlicher Hand die letzten Leidensspuren aus ihrem eben noch so bekümmerten Antlitz getilgt.

*

Timm und Anna Katharina waren wieder daheim und bezogen die Zimmer im geräumigen Hause am waldigen Bergknie, die ihnen die mütterliche Liebe mit viel Umsicht ausgewählt und mit zärtlicher Sorgfalt eingerichtet hatte.

Sie wohnten ganz für sich, hatten ihre eigene Wirtschaft und Küche und es schien in ihrer beider Wunsch zu liegen, mit der Familie nur an Festtagen und bei besonderen Gelegenheiten zusammenzukommen.

Ina machte es ihnen leicht. Frau Dörthe aber konnte einer wachsenden Eifersucht nicht wehren, wenn sie sah, wie ihr Sohn, der ihr bis dahin allein gehört und trotz seiner Arbeit und sportlichen Betätigung immer noch Zeit für sie gehabt, jetzt nur noch für seine junge Frau da war.

Dieser, von Söna Sentland in die veränderte Lage und die schweren Gefährnisse des Geschäftes eingeweiht, kam vom ersten Tage seiner Rückkehr zur Erkenntnis der Aufgabe, die ihm gestellt war, und gab sich ihr mit ernstem Eifer und dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit hin.

Aber wenn er auch seinen Sport auf ein geringes Maß einschränkte und selbst des Nachmittags noch bis zum sinkenden Abend in dem kleinen Privatkontor saß, immer mußte er auf den Platz blicken, der ihm gegenüber leer war, und überall vermißte er den Vater. Immer deutlicher kam er zum rechten Bewußtsein der Klugheit und des kaufmännischen Geschicks, mit dem dieser der großen Firma vorgestanden, wie er gewiß auch jetzt der Schwierigkeiten Herr werden würde, die den weniger erfahrenen und erprobten Sohn trotz aller aufgewandten Energie manchmal ersticken wollten.

Auch Anna Katharina vermißte ihren Schwiegervater, und jetzt, wo sie viel allein war und sich ein herzliches Verhältnis, so gern sie es gewünscht hätte, weder zu Ina noch zu ihrer Schwiegermutter herstellen wollte, empfand sie, wie völlig einsam Friedrich Vandekamp in seinem Hause gewesen und dachte oft an seine Worte.

Nein, ein restloses Glück hatte sie nicht gefunden, und es gab Tage, wo sie gegen eine starke Sehnsucht nach ihrem Matzkauer Schulhause ankämpfen mußte.

Aber sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß es ein restloses Glück auf dieser armen Erde, wo schließlich alles Rest ist, eben nicht gab. Und wenn Timm auch nicht in allem dem entsprach, was sie einmal in ihrer jugendlichen Seele von dem Aufgehen eines Menschen in dem anderen geträumt, sie hatte Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Denn er liebte sie und umgab sie mit zärtlicher Ritterlichkeit.

*

Rom!

Daß eine Welt von Größe und Kunst und Kraft, ja, eine ganze Weltgeschichte in drei Buchstaben beschlossen sein kann!

Am nächsten Morgen ruhte er lange, blieb dann, da er sich ermattet fühlte und auch sein Herz ihm zu schaffen machte, im Hotel und nahm am frühen Nachmittag einen Wagen zur Via Appia.

Er wollte in die Katakomben hinuntersteigen.

Recht genommen wollte er es gar nicht. Ein unbestimmbares Grauen hielt ihn davon zurück. Seitdem er die Grabkapellen in Ravenna gesehen, wollte er möglichst zu vermeiden suchen, was mit dem Tode in so unmittelbarem Zusammenhang stand und ihn an sein eigenes Sterben erinnerte.

Aber etwas Dunkles, Unerklärliches, ein unverständlicher, unhemmbarer Trieb seiner Seele zwang ihn schon am ersten Tage mit geheimnisvoller Kraft in die Katakomben.

Er schritt einen langen, schwermütigen Gang entlang, zahlte sein Eintrittsgeld, bekam ein dünnes Licht ausgehändigt, und stieg mit einer größeren Gruppe von Fremden in die feuchte, von modrigen Düften durchzogene Gräberwelt hinab.

Nun wanderte er, immer noch jenes seltsame einpressende Grauen im Herzen, durch die endlosen, in braunbläulich schimmernden Tuffstein tief und fest in die Erde gegrabenen Gänge, in denen sich eine dunkle Gräberkammer an die andere reihte, und längst verklungene Erinnerungen aus der Schulzeit wurden in ihm wach: Wie diese Gänge und Gräber eine immer größere Ausdehnung annahmen, sich wie ein nicht endenwollender Gürtel in einem Umkreis von zwei Stunden um die ewige Stadt legten, wie sich in den Verfolgungen der Kaiser die ersten Christen hierher flüchteten, in den Begräbnisstätten hausten . . .

Nein, dachte er, das klingt wenig glaubhaft. Wie sollten es die Lebenden in so steter Vereinigung mit dem Tode ausgehalten haben?

Er hörte, wie einer der Fremden, die wohl ausnahmslos Deutsche waren, etwas Ähnliches den Führer fragte. Aber die Antwort vernahm er nicht, denn die eintönige Art, in der dieser sie im schlechten Deutsch erteilte, um dann in demselben Atemzug sein Sprüchlein weiter zu leiern, störte ihn in seiner stillversunkenen Andacht.

Da sieht er ein junges Mädchen, das er, teilnahmslos für seine Begleitung, bisher gar nicht bemerkt hat, in kindlich lüsterner Neugier zu einem Sarg sich hinabbeugen.

Seltsam wirkt der Vorfall auf ihn.

Der vermoderte Tod und das frisch pulsierende, ihn mit gespanntem Blick beobachtende Leben — ein grotesker, mit unheimlicher Anziehungskraft ihn fesselnder Gegensatz.

In der fahlen Dämmerung kann er wenig sehen. Aber die Umrisse des jungen Gesichts, die von dem leicht flackernden Lichtschein der dünnen Kerze eine Sekunde scharf beleuchtet werden, prägen sich ihm ein.

Und als die Führung beendet ist und er wie erlöst in den hell blauenden Tag emporsteigt, erkennt er sie sofort wieder: eine mittelgroße, weich und schlank gebaute Gestalt mit anmutigen Bewegungen und leichtem Gang.

Er muß an Anna Katharina denken, die die frische Natürlichkeit mit ihr gemein hat.

Er überwindet seine Schüchternheit und spricht sie an. Er wundert sich über sich selber, daß er es tut. Es ist das erstemal auf der Reise. Aber schließlich tut man ja nie, was man will, sondern immer, was man muß.

Sie gehen die Via Appia hinauf.

Still ist es um sie und ganz einsam: ein paar ärmliche Häuser, hier und da eine Osteria mit roh gezimmerten Tischen und Stühlen vor der Tür, die leer und verlassen dastehen. Dann nur noch kahl aufgebaute Sockel, hochragende Steinblöcke, Bruchstücke von Marmorfiguren.

Sie besieht alles auf das genaueste, wirft hier und da eine kurze treffende Bemerkung hin, tut auch einige Fragen, die ihn in Verlegenheit setzen, weil er sie nicht zu beantworten vermag und schon hier merkt, wie sehr sie ihm in der Kenntnis der alten Kunst überlegen ist.

Eine ganze Zeit verweilt sie, und er empfindet sehr wohl, daß sie es aus Rücksicht für ihn tut und daß ihr junges Blut vorwärtsdrängt.

Ihr Zartgefühl gefällt ihm, zugleich aber bereitete es ihm leichten Verdruß. So alt ist er doch noch gar nicht. Auch nicht so krank, daß er auf einer so kurzen und wenig beschwerlichen Wanderung nicht mit ihr Schritt halten könnte.

„Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir weiter", sagt er.

So wandern sie die alte Gräberstraße bergan, vorbei an verfallenen Backsteinmauern und verträumtem Weideland.

Sie hat ihr Schweigen aufgegeben und beginnt zu erzählen, anfangs zurückhaltend und karg: von den Ländern, durch die sie ihre Reise geführt, von den Bergen, die sie bestiegen, von den Kunstwerken, die sie in Venedig und Florenz gesehen. Sie ist zu derselben Zeit dort gewesen wie er, ist auch mit demselben Zuge nach Rom gekommen.

Als sie seine Aufmerksamkeit fühlt, taut sie auf und erzählt mit froher Unbekümmertheit der Jugend von sich selber: Wie sie bessere Zeiten gesehen, wie sie nach dem Tode des Vaters eine Stellung annehmen mußte, um sich und die Mutter durchzubringen, wie diese dann gestorben, sie ganz allein geblieben und schließlich das Schicksal so vieler Frauen in dieser Zeit teilen mußte, abgebaut zu werden.

„Es mag nicht unrichtig sein", fügt sie hinzu. „Die Frau ist zum Beruf nicht geschaffen. Ich habe es die ganze Zeit hindurch empfunden. Denn befriedigt, gar glücklich bin ich in meinem dumpfen Kontor nicht gewesen."

„Was für eine Stellung hatten Sie?"

„Ich war Kassiererin in einem großen Holz-Importhause. Es war eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe."

Er muß an Söna Sentland denken. Wie diese sich jetzt daheim abfinden wird? Auch auf sie hat er viel Verantwortung geladen.

„Welches ist denn nach Ihrer Ansicht der Beruf der Frau?"

Ein Lächeln fliegt über ihre keck geschwungenen Lippen, und er merkt, daß er eine törichte Frage getan.

„Nun klar! Daß sie Mutter wird. Aber dazu muß sie heiraten."

„Sie würden gern heiraten?"

Wieder ist das Lächeln sofort zur Stelle, und er ärgert sich über sich selber. Er hat wirklich keine Art, mit einem jungen Mädchen umzugehen und am wenigsten mit einem so urwüchsigen und erdverwandten, wie sie es ist. Es ist ja auch kein Wunder. Denn seine Beziehungen zu jungen Mädchen haben sich bis dahin auf seine hochkultivierte, stets zurückhaltende Tochter und Söna Sentland erstreckt, mit der er sich lediglich durch das Geschäft verbunden glaubte, bis . . .

„Natürlich würde ich heiraten", hört er sie antworten. „Aber doch nicht irgendeinen. Es würde einem ja auch sonst ganz gut gehen, wenn man nur nicht so allein wäre. So immer nur auf sich angewiesen. Und wenn man dazu nichts hat. Denn das kleine Kapital, das mir die Mutter aus ihren Ersparnissen früherer Zeiten überlassen, war doch auch nur sehr gering."

„Und dann reisen Sie in die weite Welt — bis Rom?"

„Was konnte ich Besseres mit dem Gelde anfangen? Es war wohl auch im Sinne meiner Mutter. Denn sie wußte, daß meine ganze Sehnsucht nach Italien stand. Ob ich es zu Hause langsam aufzehre oder hier etwas schneller . . ."

„Und nachher?"

„Darüber habe ich mir den Kopf noch nicht zerbrochen."

Diese Unbekümmertheit ist ihm unbegreiflich. Gerade deshalb gefällt sie ihm. Wie sie ihm überhaupt gefällt in ihrer das Leben froh bejahenden Daseinslust, ihrer hellen Begeisterung für alles Schöne und Große. Denn auch während ihrer lebhaften Unterhaltung hält sie die Augen für alles um sie her offen, macht ihn auf ein altes Bauwerk, eine hervorspringende Ruine, dann wieder auf die schönen Farben in der Landschaft und den umragenden Bergen aufmerksam.

Die Zypressenallee, durch die sie bis dahin gewandert, hat ihr Ende erreicht. Nur einige einsame Pinien träumen noch über den Feldern.

„Nein, weiter geht es nun leider nicht mehr", meint sie, als er sich anschickt, die Wanderung fortzusetzen. „Ich will heute abend noch in ein Konzert. Und da ist es höchste Zeit."

Hätte sie gesagt, in was für ein Konzert sie wollte, oder nur die leiseste Anstalt gemacht, ihm zuzureden, sie zu begleiten, gewiß hätte er es getan. Denn mit den langen Abenden weiß er wenig anzufangen und hat Mühe, der dann über ihn herfallenden Gedanken Herr zu werden.

Da sie aber nichts verlauten läßt, erwidert er auch nichts.

Schweigend treten sie den Rückweg an, sitzen sich schweigend im Autobus gegenüber, dem letzten, der in die Stadt fährt, und den sie an einer Haltestelle noch erwischen.

Auch als sie sich trennen, fragt keiner nach den Plänen des anderen. Und kein Wort von einem Wiedertreffen fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sarg im Walde.

Die seltsame Entdeckung des Wilddiebes Xaver Schedel.

Von Franz Schauwecker.

Vor etwa 180 Jahren war einer der berüchtigsten Wilddiebe im Gebiet des urwaldhaften Bayerischen Waldes ein gewisser Xaver Schedel. Er gehörte nicht zu jenen räubermäßigen Wildjägern, deren Ruf zwischen Verbrechen und Kühnheit, zwischen Gier und Ritterlichkeit schwankt, wie etwa bei dem bayerischen Hiesel, sondern er war ein ganz gemeiner Verbrecher, dessen Sinn nur nach Erwerb stand und der um eines guten Stück Geldes willen die abschreckendsten und feigsten Taten beging.

Er fing das Wild in Drahtschlingen, in denen es sich kläglich zu Tode zappelte, und ließ es auf eine jammervolle Weise verludern, wenn er es nicht gleich nach dem Schuß fand, schoß ungerührt die Ricke vom Kitz weg und nahm auf jede Weise, was er ergattern konnte. Dabei stand er sich nicht schlecht; denn es gab genug hungrige Mäuler in der weiten und armen Gegend und genug Händler, die sich als Hehler bemühten, diese Mäuler zu stopfen. Unter diesen Umständen war es die Masse, die das Geld bringen mußte, und so zog der Xaver Schedel wie ein Henkersknecht des Wildes durch die endlosen dichten Wälder dieses abseitigen Gebirges, in welchem der Mangel an Wegen, die Öde der Landschaft und die Entfernung von den großen Orten der Gerichtsbarkeit Menschen seiner Art viele Schluchten und Hinterpfade offen ließ. Hinter ihm blieb ein Knochenhaufen der gemarterten Kreatur zurück, und sein Frevel war nachzurechnen an den blanken Talerstücken, die er zu Hause in kleinen Säcken aufstapelte. Im Gegensatz zu Leuten seines Schlages, denen das Geld zwischen den dürren Fingern zerrann in wüsten Lokalen und mit schlimmen Weibern, war er geizig um des Geizes willen, denn er hatte weder Frau noch Kind, und um seine steinalte Mutter kümmerte er sich so wenig wie der Blitz darum, wo er einschlägt.

Die Schandtaten dieses gewitzten und mit allen Bluthunden gehetzten Banditen hatten im Laufe der Jahre so überhand genommen, daß man beschloß, mit allen Mitteln seiner habhaft zu werden, und zwar auf frischer Tat; denn sonst war ihm schwer etwas nachzuweisen. Er hatte sich wohl gehütet, im offenen Kampf einen Totschlag zu begehen. Auf seine Rechnung kamen vielleicht nur einige heimtückische Morde aus dem Hinterhalt; aber die uralten Bäume und die jungen Sträucher schwiegen darüber, und der Wind strich wie sonst durch die Kräuter und verlor sich kreiselnd an den Abhängen der Berge.

Als Xaver Schedel eines Nachmittags nicht zu Hause gefunden wurde, begab sich eine vorbereitete Schar von Treibern und Jägern auf die Suche nach ihm in das Gebiet, in welchem man ihn vermutete, auf einen wilden Höhenrücken, von dem aus löchrigen und verwitterten Felswaben ein vielgeteilter Wasserfall hunderte von Metern zu Tal stürzte. Dicht in der Nähe erhob sich ein im ganzen, weit geschlängelten Tal sichtbares Wahrzeichen der Gegend, eine uralte Eiche, deren Wipfel einen ganzen Wald darstellte.

Nach stundenlangem Suchen mit viel Geschrei und Schüssen in die Luft glaubte einer von den Treibern des Schedels ansichtig geworden zu sein, und die Suche ging mit verdoppeltem Eifer vor sich. Die Treiber beteiligten sich emsig daran.

Der Kreis schloß sich enger und enger, und schließlich wurde einer der Jäger des Gejagten habhaft, indem er ihn vor die Büchse bekam. Mit der höchsten Wut legte er an und schoß. Aber war es nun die Erregung oder das unsichere Licht im Dickicht, wo er jenen wahrgenommen hatte — er traf nicht richtig; denn an der Anschußstelle lag niemand, obschon alles sogleich herbeistürzte. Es fand sich dort aber wenigstens einiges Blut, so daß es feststand, daß der Xaver Schedel verwundet war.

Das Unterholz, das hier kaum zu durchdringen war, wurde von allen Seiten durchstöbert, jede Schlucht ringsum wurde abgesucht, jede Felsspalte abgespäht, jedes Bachbett und die vielen Sturzhänge des Wasserfalls ausgestochert, aber es fand sich nicht das leiseste Zeichen von dem Gesuchten. Nach Stunden und Stunden, als bereits die Nacht hereingebrochen war, kehrte man todmüde zurück. Dabei waren ortskundige Leute, Bauern und Jäger, die jeden Stein am Pfadrande kannten, in der Schar. Es nutzte nichts: der Xaver Schedel war wie durch Zauberei verschwunden.

Er wurde auch später nicht gefunden. Man hörte nichts mehr von ihm. Überraschende Haussuchungen förderten nichts zutage; sie erbrachten nur die eindeutigen Beweise seines Vergehens in Gestalt von Rehdecken, zerlegbaren Stutzen, Geldsäcken, Gehörnen, eingetrockneten Blutspuren in einem einsamen Haus, das einsam blieb. Der Xaver Schedel hatte die Gegend anscheinend verlassen. Die Jahre vergingen, und man vernahm nichts mehr von ihm. Weder der Zufall noch planvolles Nachsuchen brachten auch nur einen Stiefel von ihm zum Vorschein. Man glaubte schließlich, er sei ausgewandert, und man wollte in berüchtigten Wilddieben anderer Gegenden, etwa des Schwarzwaldes, seine Spur gefunden haben; aber polizeiliche Nachforschungen ergaben das Haltlose des Verdachts. Er war und blieb spurlos verschwunden, als hätte der Wald den Mann verschluckt.

Nach Jahrzehnten erst erfuhr man sein Schicksal. In einem furchtbaren Gewitter wurde die riesige, uralte Eiche, das Wahrzeichen der ganzen Gegend, vom Blitz getroffen und wie von einem ungeheuren Schwerthieb von oben bis unten gespalten. Die Rinde lag in zahllosen Fetzen rund um den seines halben Wipfels beraubten Baum zwischen Ästen, die kleinen Bäumen glichen. Der Förster, der als erster an die Stätte kam, erblickte etwas Schreckhaft-Sonderbares, daß er kaum seinen Augen traute; aber als er zum zweitenmal hinsah, erkannte er, daß er sich nicht getäuscht hatte: mitten im klobigen, aufgerissenen Stumpf des Stammes stand aufrecht ein mit verwitterten Zeugfetzen bekleidetes Skelett und grinste, die entfleischten Arme wie in irrsinniger Beschwörung zum Himmel erhoben, ins Leere.

Der Förster starrte die Erscheinung mit tiefem Grausen an, während der Wind den Moderstaub des innen vermorschten Baumes rieseln ließ. Die Leute kamen zusammen, und das Gericht wurde benachrichtigt, da man zuerst an ein ungesühntes Verbrechen glaubte. Man stand dem so unheimlich erschienenen Gespenst ratlos gegenüber, bis ein alter Bauer plötzlich stutzig wurde, als er die geschnitzten Hornknöpfe am zerfallenen Rock des Gerippes gewahrte.

„Das ist der Xaver Schedel", sagte er. Er war damals einer der Treiber gewesen, kannte den Xaver Schedel noch genau und entsann sich deutlich dieser Knöpfe, die es in der ganzen Gegend nur einmal gegeben hatte. Die gerichtlichen Nachforschungen bestätigten den Verdacht: es war der Xaver Schedel.

Auf der Flucht hatte er die Eiche erklommen, um sich in ihrem undurchdringlich dichten Wipfel vor seinen Verfolgern zu verbergen; vielleicht hatte ihm auch der schon damals gehöhlte Stamm bereits zuvor als Schlupfwinkel gedient und hatte nun unter dem Druck des schweren Mannes, den eine Verwundung obendrein noch unbeholfen gemacht hatte, nachgegeben, so daß er widerstandslos in die von Moder und Mulm erstickend erfüllte Röhre hineingerutscht und elend umgekommen war, halb erstickt, halb verhungert. Der Baum war sein Sarg geworden.

Die Leute verließen schweigend die grausige Stätte. Das Urteil des Volkes erblickte in diesem jammervollen Ende eine Rache des Waldes für die Qualen, die seinen Geschöpfen zugefügt worden waren.



Bunte Chronik



Der beliebte Oberbürgermeister.

Wie alle Habsburger wurde auch Franz Joseph I. in Budapest zum apostolischen König von Ungarn gekrönt.

Der damals amtierende Oberbürgermeister von Budapest — ein Dr. Fuszek — war, wie man wohl sagen kann, im höchsten Grade unbeliebt.

Also der gewaltige Herr berief nun eine Ratsversammlung der Notabeln und Honoratioren von Ofen-Pest und erklärte, man müsse sich über die „Ovation" — gemeint waren die Empfangsfeierlichkeiten für den neuen Herrscher — schlüssig werden. Und zwar sei diese unter folgenden drei Gesichtspunkten ins Auge zu fassen:

Erstens müßten sie den König überraschen,
zweitens dürften sie nichts kosten,
und drittens sollten sie auch beim Volk allgemeinen Anklang finden.

Da stand der greise Baron Wenkstein auf: „Nach reiflicher Überlegung erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, einen Triumpfbogen zu errichten und an ihm den verehrten Oberbürgermeister aufzuhängen. Das würde:

Erstens den König überraschen,
zweitens nicht viel kosten,
Fleisch zu verantworten. Als Zeugen traten zwei früher

(„Berl. Tagebl.")



Lustige Ecke





„Peter, wir haben das arme Tier doch wohl nicht überfahren?"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.